

Frauenstimme

Nr. 25 * 46 Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

22. Dezember 1929

„Liebe fürs Leben.“

In Goethes „Faust“ wird der Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß Mann und Frau sich so schlecht vertragen. Und Mephisto, der sich ja auch sonst darüber freut, daß die Menschen dauernd in Bewegung sind und durcheinander wirbeln, findet es ganz in der Ordnung, daß es auf diese Weise auch in den Beziehungen der Geschlechter allerhand zu tun gibt. Nun könnte man vom sozialistischen Standpunkt aus sagen, daß diese Spannungen zwischen Mann und Frau eine Angelegenheit der feudalen oder bürgerlichen Gesellschaftsordnung sind. Das sozialistische Programm sagt ausdrücklich auch jeder Unterdrückung bzw. Ausbeutung eines Geschlechtes den Kampf an, und es ist ganz ohne Zweifel: sehr viele, wenn nicht die meisten der Spannungen, unter denen die Geschlechterbeziehungen gegenwärtig leiden, haben ihre Ursache in den wirtschaftlichen Verhältnissen oder in den mit diesen wirtschaftlichen Verhältnissen verbundenen gesellschaftlichen Anschauungen. Namentlich die immer längst noch nicht überwundene wirtschaftliche Abhängigkeit und damit sexuelle Hörigkeit der Frau ist so und so oft die Ursache von qualenden Auseinandersetzungen, ja von leidenschaftlichen Kämpfen voll Bitternis und Haß.

Aber es ist doch sehr die Frage, ob man sich bei diesen Feststellungen beruhigen darf. Es wäre namentlich für die Gegenwart verhängnisvoll, wenn Männer und Frauen sich bei ihren Auseinandersetzungen immer auf die noch ungeklärte wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage berufen wollten. Es scheint mir vielmehr gerade eine unserer dringendsten Aufgaben zu sein, daß wir uns auf das rein sachliche, gleichsam naturhafte Element in dieser Auseinandersetzung der Geschlechter besinnen und daß wir daraus für unser Verhalten ganz bestimmte Folgerungen ziehen.

Dieses sachliche Element ist das, was wir mit dem uralten Wort **L i e b e** bezeichnen. Mann und Frau schließen ganz natürlicherweise einen Bund, wenn sie sich lieben, ob dieser Bund nun in der Form eines freien Verhältnisses, in der Form eines regulären Verhältnisses oder schließlich in der Form einer gesetzlich sanktionierten Ehe besteht. Und Menschen, die sich recht lieben, haben durchweg das Gefühl, daß dieser Bund fürs Leben gilt, d. h. daß die Liebe das

ganze Leben hindurch dauert und ihre Bindekraft bewährt. Wir wissen heute, daß das in dieser Allgemeinheit keinesfalls zutrifft, daß eine „Liebe fürs Leben“ vielmehr ein relativ seltener Fall ist. Nun braucht das an sich noch keineswegs ein Einwand gegen die Dauer des Bundes zu sein, den man schließt. Denn es gibt noch eine ganze Reihe von anderen

Bindungen, die von Anfang an vorhanden sein oder sich im Laufe der Zeit einstellen können: gemeinsame Arbeit, geistige Kameradschaft, besondere gegenseitige Wertschätzung in persönlicher und charakterlicher Hinsicht, gemeinsame Kinder, die Sorge für sie und die Freude an ihnen, gemeinsame gesellschaftliche Ideale bzw. politische Kampfziele usw. Alles das kann eine erfüllte Verbindung bedeuten auch für die Zeiten, in denen die eigentliche Liebe im erotischen Sinne des Wortes abebbt oder gar völlig ausfließt.

Immer aber ist auch die andere Möglichkeit gegeben, daß nämlich die Liebe schwindet und genügend starke Bindungen sich nicht einstellen. Und dann hebt, gewollt oder nicht gewollt, der Kampf der Geschlechter an.

Nicht als ob nur dann der Kampf der Geschlechter beginnt. Auch während die Liebe noch dauert, wird er vielfach schon geführt. Namentlich vom innersten Bezirk der Liebe, vom geschlechtlichen Verkehr her, entstehen tausend Spannungen, die man vorher nicht ahnen konnte und die in Reizbarkeit und Grobheit, in

Quälsucht und Eifersucht, in Empfindlichkeit und kleinen mißtrauischen Haßgefühlen Ausdruck finden können. Aber solange die Liebe wirklich dauert, sind das alles verhältnismäßig leichte Dinge. Solange der wunderbare Einklang der Liebe immer wieder einmal erlebt werden kann, kann man auch immer wieder vergessen und vergeben, ja gern auch bekennen und abbitten.

Wenn aber die Liebe klein wurde und andersartige Bindungen nicht oder kaum wuchsen, dann wird die Auseinandersetzung scharf und der Kampf bitter. Sicher spielen auch da, und vielleicht gerade da, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die mit ihnen gegebenen gesellschaftlichen Anschauungen eine große Rolle. Die Frau, die in der Lage ist, sich nach der Trennung von ihrem Mann wirtschaftlich selbständig durchzubringen, steht dieser Auseinandersetzung bestimmt anders

Der Sinn der Weihnacht

Was ist uns die Weihnacht? Ein Gruß von der Flur,
in Wäldern von Stein ein Stückchen Natur!
Ein Wunder, wenn plötzlich auf grauem Asphalt
anschlägt, leis kaiserlich, voll Rätseln, ein Waid,
wenn zwischen Hüpen, Gefall und Deuztu
hold duftend gründernde Träume erblühen,
und hinter Wänden, grau und beengt,
sich's rauschend und voll uns entgegendrängt. —
Wir lächeln und folgen der köstlichen Spur, —
Was ist uns die Weihnacht? ein Stückchen Natur.

Was ist uns die Weihnacht? Ein kurzes Zurück
ins Ackerland fern zu versunkenem Glück,
im Tempo der rastlos jagenden Zeit
ein Ausflug ins Jenseits Vergangeneheit,
ein Träumen, das wieder Gestalt gewinnt
im holdesten Selb; im eigenen Aind.
Es fordert die Weihnacht im Klub sich ihr Recht,
und seltsam verschlingt sich der Jahre Geflecht,
das Einst und das Heute dem dämmernden Blick.
Was ist uns die Weihnacht? Ein kurzes Zurück!

Was ist uns die Weihnacht? In Sorgen und Qual
vom kommenden Leuchten aufglänzend ein Strahl,
der fern am Rand der verworrenen Welt
uns reinere Horizonte erschallt.
Die uralte Botschaft, noch niemals erfüllt,
erweckt uns von Frieden und Liebe ein Bild,
vorweggenommen in festlicher Zeit
erleben wir menschliche Möglichkeit.
Vom kommenden Leuchten vereinzelt ein Strahl,
das sei uns die Weihnacht, ein Zukunftsanal! H. S.

Quälsucht und Eifersucht, in Empfindlichkeit und kleinen mißtrauischen Haßgefühlen Ausdruck finden können. Aber solange die Liebe wirklich dauert, sind das alles verhältnismäßig leichte Dinge. Solange der wunderbare Einklang der Liebe immer wieder einmal erlebt werden kann, kann man auch immer wieder vergessen und vergeben, ja gern auch bekennen und abbitten.

gegenüber als die Frau, die sich dazu zu schwach oder gar unfähig fühlt (namentlich wenn sie Kinder hat). Und der Mann, der seine Kinder liebt mit jener tiefen Vaterliebe, die kürzlich einen jungen Arbeiter dazu trieb, sein schon beerdigtes Kind wieder auszugraben, weil er es nicht fassen konnte, daß es ihm wirklich entrisSEN sein sollte; wird unter Umständen wie ein Bergweiser darum kämpfen, die Verbindung aufrechtzuerhalten, damit er der Nähe seiner Kinder nicht verlustig geht.

Sedenfalls ist das der Kampf der Geschlechter, an dem wir in der augenblicklichen Lage ganz einfach tief und schwer leiden, weil wir noch nicht genügend Kräfte entwickelt haben, ihn so ernst und so gut und so anständig zu führen, wie gerade er unbedingt geführt werden muß, wenn der menschliche Charakter nicht Schaden leiden soll. Daran ist nun wiederum nicht nur die menschliche Unzulänglichkeit schuld, sondern auch der Zustand unserer Gesetzgebung. Wenn in den Kampf um die Lösung auch noch die Erwägung hineinspielen muß, welchen gesellschaftlichen Schleichweg man wählen soll, um gesehlich die Lösung zu erreichen, so kann man der Verdächtigung und der Gehässigkeit, ja der Niedertracht und dem Verrat kaum entgehen. Und ein Verhulsten wie das des Zentrums, das die Verantwortung auf sich nimmt, Tausende und Millionen von Menschen zum Beschreiten solcher Schleichwege zu zwingen (da es ja doch hanebüchchen wäre, wenn es sich unterstehen wollte, sie zu belehren), kann nicht anders als verderblich genannt werden.

Aber bei alledem bleibt ein rein menschlicher Rest in dieser Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau, für den die Verantwortung nicht mehr auf wirtschaftliche oder gesellschaftliche Verhältnisse, auf gesehliche bzw. staatliche Institutionen abgeladen werden kann. Es bleibt die rein persönliche Auseinandersetzung der beiden Partner, deren grund-anständige, taktvolle und gütige Durchführung gerade wir Sozialisten lernen müssen. Wir müssen lernen, das Schwinden der Liebe dem anderen nicht zum Vorwurf zu machen, sondern das Leid, das uns daraus erwächst, rein zu tragen. Wir müssen lernen, wenn unsere Liebe schwindet, unsere Güte zu verdoppeln, damit der andere sich in seinem Leid verstanden und getragen findet. Wir müssen lernen, uns freizugeben, ohne uns zu hassen. Und wir müssen lernen, dem anderen unser Vertrauen zu bewahren, auch wenn wir uns an seiner Liebe nicht mehr beglücken können.

Das ganze Zusammenleben der Menschen wird in dem Maße erfreulicher werden, in dem sie dies lernen!

Carl Mennecke.

Ein Tempel der Zukunft.

Berlin hat ein neues Museum, ein Museum, das seinesgleichen im Reiche nicht hat. Kürzlich wurde das „Volksmuseum für Frauenkunde“ eingeweiht. Dieses Museum, sozusagen eine unentbehrliche Lehrmittelsammlung des „Instituts für Frauenkunde“ wird nun jedem Interessenten geöffnet sein. Mehr noch, es werden hier von Zeit zu Zeit Führungen stattfinden, die nicht nur die Schüler von Volkshochschulen umfassen sollen, sondern alle Kreise und Schichten, die immer wieder mit den Fragen des Mutter-schutzes wie der Gewerbehygiene zu tun haben und auch — unsere Juristen, die so oft über Frauen zu Gericht sitzen, ohne doch von dieser Materie mehr zu wissen, als der Durchschnitts-laie: Und das ist sehr wenig. Das Museum enthält neben einer sehenswerten Sammlung alter Bücher über Geburtshilfe z. B. ein vollständiges ärztliches Bestck für Geburtshilfe, das genau dem in — Pompeji ausgegrabenen nachgebildet ist, einen Einblick in die Wochen-stuben der verschiedensten Völker und Zeiten, von den alten Ägyptern bis zur jüngsten Gegenwart, die sowohl die „Geburtshilfe im Keller“ wie den modernsten eingerichteten Operationsaal umfaßt. Einen geradezu erschütternden Eindruck aber machen die Schränke, in denen die verschiedensten Präparate ausgestellt sind, die Verletzungen und Beschädigungen der schwangeren Gebärmutter bei kurfürstlichen Abtreibungsversuchen zeigen. Sehr interessant ist auch die Abteilung des Museums, die die gesamte

Entwicklungsgeschichte des Lebens auf der Erde

umfaßt, und im großen Saal kann man die erste Geburt sehen, von der uns Erdenmenschen ein Abbild erhalten blieb: Die Geburt eines Ichtyosaurus vor 150 Millionen Jahren — ein Abdruck in dem Gestein des schwäbischen Jura-gebirges. Und wichtiger als alles dies immer wieder die Darstellung der Frau in der Arbeit, eingepaßt in Produktionsprozess als Metall- wie als Textilarbeiterin und in all den Arbeitsverrichtungen, die von ihr verlangt werden, Dokumente, die weit eindringlicher als jede Broschüre die Notwendigkeit des Schutzes der werdenden Mutter vor industrieller Ausbeutung fordern.

Bei der Eröffnungsfeier sprach Prof. Stepmann über die Not, der das Museum seine Entstehung verdankt. Immer wieder zeigte es sich, daß es unmöglich ist, dem Vain einen wirklichen Begriff von den Gefährdungen der Frau durch Arbeit, Schwangerschaft und Geburt (auch der Abtreibung) sowie durch die verschiedensten Frauenkrankheiten zu geben, wenn es nicht möglich war, direkt

vor dem Präparat zu sprechen.

Jeder Zeitungsartikel noch Broschüren oder Zeichnungen können da helfen, der Vain sieht und lernt erst am Präparat. Darum wurde nun dieses Museum geschaffen — und nun soll es der ganzen Stadt gehören, um endlich jedem möglich zu machen, hier zu lernen, sich wirkliche Aufklärung zu holen über all die Dinge, bei denen falsche sogenannte „Aufklärung“ schon so viel Schaden angerichtet hat. Es ist aber nötig, endlich die Kenntnis von diesen Dingen an die breitesten Massen heranzutragen, denn: die Gesundheit der Frau ist das edelste und wichtigste Kapital aller Länder und Zeiten! Ihrer Erhaltung diene das „Institut für Frauenkunde“ wie das Museum und das Cecilienhaus mit seinen vorbildlichen Einrichtungen. Dieses vor allem der Gegenwart, das Forschungsinstitut und das Museum der Zukunft des ganzen Volkes. Darum sei das Museum auch nach seiner ganzen Besuchsordnung auf ein anderes Publikum zugeschnitten, als es in anderen Museen zu finden sei. Träger hygienischer Volksaufklärung seien jetzt die Krankenkassen, darum ist das Museum vor allem

in den Abendstunden geöffnet, in denen auch der arbeitende Mensch Zeit hat.

Dies sei der letzte Sinn des Museums: Es solle ein Tempel der Zukunft des Volkes, ein Tempel der Mutter-schaft sein!

Außer Prof. Stepmann sprachen noch Stadtrat Ahrens namens des Kuratoriums des „Instituts für Frauenkunde“, zur Begrüßung der Gäste, nach ihm Gewerbedirektor Dr. Gerbis und Stadtschulrat Nydahl, die beide die Errichtung des Museums als eine dringend notwendige Tat bezeichneten. Die arbeitende Frau, führte Dr. Gerbis aus, sei ein neues Problem für die Medizin, ein Problem, das in der Zeit seines Bestehens sich so riesenhaft entwickelt habe, daß man fast bezüchten müsse, es sei fast schon zu spät zur Ueberwindung der Schwierigkeiten seiner Lösung. So sei die Errichtung des Museums wie die des neuen Lehrstuhls für soziale Gynäkologie (der mit Prof. Stepmann besetzt ist) aber als ein gewaltiger Schritt vorwärts zu begrüßen. Nach ihm sprach Stadtschulrat Nydahl, der vor allem eine reichliche Benutzung des Museums, durch die Berliner Schulen ankündigte: Sowohl würden Führungen für Lehrerinnen, Lehrer und Eltern stattfinden, wie auch Kurse für höhere Jahrgänge der Schülerschaft z. B. der Berufsschulen in ausgewählten Abteilungen des Museums, das noch durch eine Abteilung ergänzt werden sollte, die die Entwicklung von Spiel, Sport und Arbeit auf den weiblichen Organismus zeige.

Das Museum befindet sich im „Cecilienhaus“, Berliner-Str. 137, Berlin-Charlottenburg und ist an den Dienstag- und Freitagen von 18 bis 21 Uhr, an den Sonntagen von 10 bis 13 Uhr geöffnet. Jeder Besucher erhält gratis einen illustrierten Führer, der Eintritt ist gleichfalls frei!

Die Gesellschaft der Tröster. Als die Türkin Kadrije Hanum, die vor einigen Monaten eines Attentatsversuches auf Mustafa Kemal Pascha angeklagt worden war, jedoch wegen Mangels an Beweisen freigesprochen wurde, im Untersuchungsgefängnis in Smyrna saß und man allgemein annahm, daß sie zum Tode verurteilt werden würde, traf im Gefängnis ein Brief aus London ein, der adressiert war an „Kadrije Hanum, durch den Smyrnaer Gefängnisdirektor“. Dieser Brief hatte folgenden Wortlaut: „O Du, deren Seele sich bald in den Himmel erheben wird, bringe ihm, der die Auserwählten regiert, meine Hochachtung und meine Huldigung dar! Sage ihm, daß ich zu ihm bete, und daß ich seiner Erleuchtung bedarf! Wenn Du ihn siehst, sprich ihm von mir! Präge Dir meine Unterschrift gut ein und vergiß sie nicht!“ — Die Staatsanwaltschaft vermutete zuerst, daß es sich hier um eine chiffrierte Mitteilung für die Angeklagte handelte und forschte der Person des Absenders nach. Die Angelegenheit fand jedoch eine überraschende Aufklärung: „Der Brief stammte von einer englischen Bibelgesellschaft, die regelmäßig solchen Personen, die irgendwo in der Welt gerade ihrer bevorstehenden Hinrichtung entgegensehen, derartige Briefe schreibt, um sie über ihr Schicksal zu „trösten“.

Jedes vierte Kind unehelich. Krakau, eine der frommsten und bigottesten Städte in Polen, hält seinen Rekord fest in der Hand. Krakau weist den größten Prozentfuß unehelicher Geburten auf. So heißt es in den Berechnungen über den Mai, lebend geborene Kinder 440 (373 im April), uneheliche Geburten 103 (90 im April), d. h. also, daß jede vierte Geburt unehelich ist.

50 Jahre Bebel's „Frau“.

Wenn wir den 50. Geburtstag eines Menschen zum Anlaß des Gedenkens zu nehmen pflegen, so sei hier auch einmal des 50. Geburtstages eines Buches gedacht, das wie kaum ein zweites in der Geschichte der sozialdemokratischen Verbeliteratur wie überhaupt in der Geschichte seiner Zeit eine ungeheure bahnbrechende Wirkung ausgeübt hat und noch bis in unsere Tage ausübt. Diese Wirkung ging nicht nur in die Breite durch die sich in rascher Folge steigenden Auflagedifferenzen, zu deren 200. Tausend der Verlag Dietz jetzt eine **Jubiläumsnummer** herausgeschickt hat. Die Wirkung des Buches in die Tiefe übertraf diesen zahlenmäßigen Rekordersfolg. Es ist mit Bebel's Kampf zu danken, wenn heute die Gleichberechtigung der Frau sich durchgesetzt hat, er hat den stärksten Impuls gegeben, seine klare und den meisten seiner Kampf- und Zeitgenossen vorausschauende Erkenntnis, wie eng die Befreiung der Frau mit der Befreiung der Arbeiterklasse verknüpft ist, hat den Boden bereitet für die heutige Stellung der Frau. Als er 1893 im Reichstag bei der Zukunftsstaatsdebatte gerade dieses Buches wegen immer wieder heftig angefeindet wurde, konnte er mit Stolz und vollem Recht erklären: „Ich kann wohl sagen, mein Buch „Die Frau“ hat

eine Revolutionierung der Geister gerade unter den deutschen Frauen hervorgerufen wie noch nie ein Buch zuvor.

Wenn ich die Zuschriften, die ich aus angesehenen Frauenkreisen in den letzten Jahren bekommen habe, veröffentlichen wollte, könnte ich Bände füllen... Die Frauen erkennen, daß nur allein durch die Sozialdemokratie sie zu ihrer vollen Gleichberechtigung und Freiheit in der Gesellschaft gelangen können... und auf welcher Seite in der großen Bewegung der Gegenwart die Frau steht, da ist der Sieg!“

Diese Worte könnten heut gesprochen sein! Und in der Tat, man ist heute, wo der Kampf um die Gleichberechtigung der Frau sich auf das Gebiet der Frauenarbeit verschoben hat, erstaunt, wie klar und weitsichtig Bebel schon vor mehr als 50 Jahren die Dinge erkannt hat. Schon seine erste größere Broschüre, die 1869 erschienene Propagandaschrift „Unsere Ziele“ setzt sich mit der Stellung der Frau und ihrer (schon damals) gefährdeten Konkurrenz auseinander: „Diese Frage“, heißt es da, „wird mit der in der sozialistischen Gesellschaft durchgeführten Veränderung der Produktionsweise ganz von selbst entschieden. Die Frau hört dann auf, die Konkurrenz des Mannes zu sein... Die Geschlechter gelten als vollständig gleichberechtigt, jedes derselben erlangt naturgemäß denjenigen Wirkungskreis, der seinen natürlichen Fähigkeiten und Wirkungen am meisten entspricht und das möglichst höchste Wohlbefinden der Gesellschaft am besten fördert.“

Aber es beschäftigte Bebel, dieser theoretischen und etwas schwärmerisch klingenden Formulierung eine praktische Gegenwartsausenandersetzung folgen zu lassen. Denn als er 1875 bei der Verschmelzung der beiden sozialistischen Parteien auf dem Gothaer Parteitag forderte, auch

das Wahlrecht für die Frauen mit in das Programm aufzunehmen, stieß er auf starken Widerstand, sogar Liebknecht stimmte gegen ihn, da die Frage „nicht aktuell“ sei. So nahm er denn Gelegenheit, seinen Standpunkt in der Frauenfrage näher und eingehender darzulegen und fügte seinen 1875 geschriebenen, 1878 erschienenen „Glossen zu Quoy's und Lacroix' Schrift „Die wahre Gestalt des Christentums“ eine Abhandlung „Die gegenwärtige und zukünftige Stellung der Frau“ an. Einmal mit diesen Gedankengängen beschäftigt, wuchs ihm der Stolz unter den Händen, und so faßte er denn 1879 — kurz vor dem Sozialistengesetz — seine Erkenntnis und Begründung der Notwendigkeit, den Kampf für die Frau und mit der Frau in den politischen Kampf der Sozialdemokratie einzubeziehen, in einer selbständigen Schrift zusammen unter dem Titel „Die Frau und der Sozialismus“. Das Buch erschien und wurde kurz nach Versand der ersten Exemplare **auf Grund des Sozialistengesetzes verboten.**

So mußte es denn von seinem Herstellungsort Leipzig nach Zürich unter den Deckmantel des Verlages der Volksbuchhandlung Zürich-Hottingen flüchten. Um die Verbreitung nach und in Deutschland, auch per Post und im Wege befreundeten Buchhändlervertriebes zu erleichtern, wurde der äußere Umschlag mit dem Titel bedruckt: „Engel, Statistik, 5. Heft.“ Der innere Titel „Die Frau usw.“ wurde an drei Stellen leicht gummiert und der Umschlag darüber geklebt. Die Empfänger wurden vom Ablösungsverfahren auf sicherem Wege unterrichtet. (Das Parteiarchiv bewahrt ein solches Exemplar.) Um die Durchbringung nach Deutschland zu erleichtern, änderte man in der 2. Auflage den Titel in die harmlosere Fassung „Die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ um. Trotz aller Schwierigkeiten war der Absatz ungeheuer groß. Schon 1884 erschien die 3. Auflage, die gegenüber der ersten an

Umfang gewonnen und vor allem in Kapitel eingeteilt worden war, und Bebel konnte dabei feststellen, daß „der Erfolg ganz wesentlich den Angriffen zu danken ist, die die Schrift im Januar dieses Jahres im Sächsischen Landtag und im März dieses Jahres im Deutschen Reichstag erfuhr“. Mit der 9. gänzlich umgearbeiteten Auflage konnte das Buch 1891 nach dem Fall des Sozialistengesetzes wieder nach Deutschland, und zwar nach Stuttgart zu Dietz übersiedeln, bereits 1895 erschien die 25. und 1909 die 50. Auflage, nochmals wesentlich erweitert und in neuer Einteilung. 197 000 Exemplare waren damit an ungezählte Leser hinausgegangen! Der Neudruck dieser Ausgabe liegt nun in der Jubiläumsausgabe 1929 vor, bereichert durch eine Einleitung von einem der besten Sachkenner und einem der wenigen noch lebenden Zeitgefährten, Eduard Bernstein.

Aber der 50jährige Geburtstag des Buches trägt auf eine veränderte Situation, und wenn Bebel in seinem letzten Vorwort zur 50. Auflage freudig schreiben konnte, das Buch habe, „ohne Ueberhebung gesagt, „bahnbrechend“ gewirkt, so ahnte er doch nicht voraus, wie bald ein großer Teil des Joles, zu dem er den Weg gewiesen, erreicht sein würde. Und trotzdem ist man erstaunt, wenn man das Buch zur Hand nimmt, wie frisch und stellenweise modern es noch ist. Diese fünfzigjährige „Frau“ Bebel's (in der Zeit des Sozialistengesetzes hat man das Buch, wie Bernstein erzählt, schlankweg als „Sutle“ — Bebel's Frau — bestellt) ist, trotz ihres respektablen Alters, eine junge Frau geblieben, die an Ueberzeugungsraft und Werberfähigkeit noch wenig eingebüßt hat! Es hat nicht nur die Entwicklung Bebel recht gegeben, es ist nicht nur die bürgerliche Frauenbewegung seinem Wege gefolgt: es ist zum Teil noch immer unerreichtes Land, das er zeichnet — mag er auch in Einzelheiten, in statistischen Angaben usw. überholt sein. Bernard Shaw's „Begleiter für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus“ ist nur ein größerer, witziger, modernerer Bruder von Bebel's „Frau“. Auch die junge weibliche Generation der Nachkriegszeit, in ihrer Stellung um so vieles freier als ihre Mütter und Großmütter, für die Bebel sein Buch schrieb, hat nach Veranlassung, diese geradezu klassische Schrift zu lesen. Denn der Kampf um die Gleichberechtigung der Frau ist keineswegs siegreich beendet, er hat sich nur verschoben, man lese nur z. B. einmal die Diskussionen im „Freien Wort“ zur Frage der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau. Es ist überflüssig, zu sagen, auf welcher Seite Bebel in dieser Diskussion stände. Er hat auch heute noch die Fähigkeit und Notwendigkeit zu überzeugen und zu werben.

Susanne Suhr.

Eine wissenschaftliche Tasse Kaffee.

Eine amerikanische Bräufabrik-Handelsgesellschaft forderte den Dr. E. C. Prescott und seine Assistenten auf, wissenschaftlich zu prüfen, welche Bedingungen für die beste Bereitung des Kaffees geschaffen werden müssen. Drei Jahre lang haben Dr. Prescott und seine Helfer diese Frage nach allen Richtungen hin untersucht. Der Kaffee wurde in der verschiedenartigsten Weise zubereitet, und der Einfluß der verschiedenen Faktoren wurde genau festgestellt: die Temperatur, die chemische Zusammensetzung des Wassers, die Dauer der Einwirkung des Wassers auf die Kaffeemischung, das Material der Kaffeekanne, der Röstgrad und das Mahlen des Kaffees. In der Nähe des Laboratoriums wurde eine Probierstube eröffnet, in der geladene Kenner über die verschieden zubereiteten Kaffeeproben ihr Urteil abgaben. Den Höhepunkt dieser Untersuchungen bildete die Tatsache, daß der Inhaber des amerikanischen Kaffeetrinkerrekords von dem auf richtige Weise zubereiteten Bräufabrikkaffee im Verlaufe von 4½ Stunden nicht weniger als 280 Tassen Kaffee getrunken hat, ohne irgendein Symptom von Vergiftung zu zeigen. Diese Reklameuntersuchung kostete der Kaffeehandelsgesellschaft nicht weniger als 125 000 Mark.

Der mißlungene Hochzeitsglückwunsch.

Eine eigenartige Episode störte neulich die frohe Stimmung auf einer Hochzeit in Birmingham. Die glückliche Braut erhielt von einem Londoner Pastor, einem guten Freunde der Familie, ein Glückwunschtelegramm folgenden Inhalts: „O. Johannis IV. 18.“ Man blätterte interessiert in der Bibel nach der betreffenden Stelle und las zum größten Entsetzen der versammelten Festgäste diesen Text: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann.“ Vor Schreck fiel die Frau in Ohnmacht. Zwei Stunden später aber wurden die Gemüter durch eine Berichtigung beruhigt: der Postbote hatte mit, daß das erste Telegramm verstümmelt war. Der vollständige Text mußte heißen: „1. Ep. Johannis IV. 18.“ Abermals wurde die Bibel vorgeholt und erleichtert las man das Zitat: „Fürcht ist nicht in der Liebe.“

Das Gesicht der Not.

Frau Feierabend hatte noch ihren Mann, jawohl, und der Mann hatte sogar Arbeit, aber sie hatte noch ihren „Wack“ und ihre Trude, die wollten auch essen, und nicht zu wenig. Denn Waldemar war in der Lehre und verdiente noch nicht seinen Lebensunterhalt und Trude würde ihn vielleicht überhaupt nie verdienen. „Ich weiß ja gar nicht, wovon die Trude das hat — aber der Doktor sagt, sie würde wohl schwach auf der Brust bleiben,“ vertraute Frau Feierabend ihren „Herrschaften“ manchmal an. Es wäre mühsig gewesen, ihr davon zu sprechen, daß es vielleicht daran läge, daß Trude unvorsichtigerweise gerade vor Ausbruch des Krieges zur Welt gekommen war, denn Frau Feierabend legte einen ganz m. k. würdigen Maßstab an. „Nee, nee, ich habe mit mein Essen auch man öfter zusammenbetteln müssen und denn mit meinem Bruder auf der Treppe geessen und aus'n Topp geessen und wir sind doch groß geworden und können ordentlich arbeiten“ — sie war als Waisenkind großgeworden und wollte nicht verstehen, daß sie mit aller ihrer Liebe und Aufopferung ihrer Trude im Kriege nicht die Milch und die Butter hatte erziehen können, die zu ihrer Zeit selbst der Dorfarmut, den „Gemeindekindern“ manchmal reichlicher zugemessen worden waren als ihrer Trude im Kriege. Sie hatte alles getan, was sie tun konnte: hatte Säcke und Militärzeug genäht und bei allen Kriegshilfsstellen versucht, ein bißchen mehr an Kleidung und Nahrung herauszuschlagen, so bitterlich und schwer diese Gänge auch waren, denn sie kosteten ja oftmals nicht nur Demütigungen aller Art, sondern auch Arbeitszeit, die man ungenützt in den muffigen Wartezimmern zubringen mußte. Und doch hatte alles nicht recht zugereicht und Trude war nun „schwach auf der Brust“.

Aber einmal war ja der Krieg zu Ende, Vater kam zurück, doch immer noch war Mutters Mitarbeit nötig, denn jetzt kam die Zeit, in der wir alle verfehlen waren auf den eigentümlichen Wohlgeschmack amerikanischen Sp.eds (kann sich heute noch ein Mensch denken, daß er das Zeug freiwillig in den Mund nehmen würde?) und in der langsam, aber stetig die Ziffern auf den Geldscheinen größer und der Wert dieser Zahlen immer geringer wurde. Da ging Frau Feierabend dann zu Herrschaften, waschen und reinemachen, wie es gerade traf. Sie nahm jede Stellung, sie wollte ja nicht viel Barlohn, sie war fleißig und sauber und sie nahm es mit den Ueberstunden nie so genau: mit einem Paar besetzter Stullen war alles abgegolten, denn sie wußte, daß zu Hause schon drei Paar Augen, drei Paar Hände und drei Mäuler hungrig auf das Aufsteigen ihrer schwarzen Wachslichter warteten, in die sie jeden vom Munde abgeparten Happen steckte, jeden Kesselfrost und jeden Brotkanten.

Und nun war Weihnachten.

So ein Fest war ein wahrer Segen für den armen Menschen! Denn wenn auch Frau Doktor und Fräulein Annemarie mitarbeiteten, drei Tage kriegte Frau Feierabend doch stramm zu tun, und es störte sie gar nicht, daß der dritte Tag sogar der Weihnachtsabend war. „Rein Reinemachen habe ich schon Sonntag gemacht, Frau Doktor!“ versicherte sie. Und wie richtig sie damit getan hatte, doch auch am Weihnachtsabend bereit zu sein! Frau Doktor hatte am Nachmittag mit feierlicher Beste eine kleine Holzliste aus der Speisekammer: „Sehen Sie bloß, Frau Feierabend — von unserem Onkel aus Wustraut! Eine richtige, schöne Weihnachts-gans! Und einen schönen Kafferschust, den will ich heute abend geben, es sind ja ein paar Leute da, die Gänseleber bekommen der Papa morgen früh und das Klein gibt es nach den Feiertagen, das legen wir auf den Balkon!“ Frau Feierabends Augen wurden ganz rund vor Bewunderung; so viel Fleisch! Und fast ehrfürchtig sah sie nun zu, wie Frau Doktor die Gänseleber, von denen sie das Fett abgestreift hatte, gerade in der Mülleimer werfen wollte. „Nicht doch! Nicht doch!“ schrie sie auf — so laut, daß Frau Doktor sich ganz erschrocken umdrehte. „Die Gänseleber wickelt man doch um die Poten!“ Poten, Kopf und Därme lagen schon auf demselben Papier — alles sollte in den Mülleimer wandern. „Wenn die Frau Doktor das wirklich nicht mitkochen will, würde ich mir das sehr gern einwickeln!“

Ja, Frau Doktor erlaubte es und sah topschüttelnd zu, wie die kleine Frau die Schätze doppelt und dreifach einwickelte.

Und dann kam die Dämmerung, auch dieser Tag ging zu Ende, endlich fand selbst Frau Feierabend nichts mehr zu putzen und zu schaffen.

„Denn kann ich ja nu wolk nach Hause gehen, Frau Doktor . . .“

Und da kam das große Wunder. Frau Doktor führte sie in die Speisekammer, die dreimal geheizte und gehütete, und da stand eine Weihnachtskassette für sie: Weihnachtszweige drüber, ein Pfund Schmalz und ein Pfund Talg darunter, ein Pfund Mehl und ein Pfund Zucker, Pfefferkuchen, den Frau Doktor selber gebacken und

der in der Form ein bißchen mißraten war — die guten Stücke konnte sie doch natürlich nicht geben! — und sogar ein Stückchen Schokolade. Doktors waren doch zu gut! Die kleine Frau konnte sich an Dankfugungen gar nicht genug tun und Frau Doktor war wirklich froh, als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte. Nun man sich — gleich würden die Gäste kommen, schnell decken, richtig, da klingelte es schon — natürlich Onkel Emil. . . .

Aber bald waren sie alle versammelt: Onkel Emil, dem man schon darum Familienanschluß bot, daß er auf seine alten Tage nicht vielleicht auf Heiratsgedanken kam, Tante Ida mit der unsterblichen Samttaille und Cousin Karl Friedrich, der den Krieg glücklichweise in der Etappe gut überstanden hatte und überhaupt so deutsch, so treu und so pensionsberechtigt war — wie geschaffen für Annemarie. Undächtig vertiefte man sich in die Vorzüge des Mahles, würdige Kaffler und Weintraut nach Gebühr, und als Onkel Emil nach einem herzhaften Rülpfen mit verkürzten Mienen herausstieg: „Emilie — wie lange is mir das nich passiert!“ da nahm man das in weihnachtlicher Stimmung geradezu als ein Kompliment und ein glückhaftes Vorzeichen künftiger Erbaussichten auf. Dann setzte Annemarie sich an das Klavier und spielte die schönen, lieben alten Weihnachtslieder: „Vom Himmel hoch ihr Engelskn kommt“ und „Alle Jahre wieder kommt das Ehrstuskind“. Dieses kleine Konzert gehörte zur Tradition — es schaffte so eine angenehme Verbauspause. Gerade sumimte Onkel Emil gerührt mit: „Rehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus . . .“ als es klopfte, ganz leise und bescheiden. Annemarie hörte mitten im Takt auf und Onkel Emil, leicht von einer Stimmung zur anderen wechselnd, rief einladend: „Herein, wenn's kein Schneider ist!“, dabei die zaghaft geöffnete Tür weit aufreißend.

Nein es war kein Schneider. Es war ein bescheidenes, dürftiges kleines Frauchen, das verschüchtert vor der hellen Tafel und den fremden Menschen stand. Es war Frau Feierabend.

„Entschuldigen Sie vielmals, Frau Doktor, ich habe man bloß gekloppt, damit Frau Doktor keinen Schreck kriegen, wenn Sie mir plötzlich sehen und nichts Schlechtes denken, weil ich doch den Drücker habe . . . Ich wollte mir man bloß meine Gänseleber und die Poten und den Kopp holen . . .“

Sie hatte das ganz leise und bescheiden gesagt und doch machten plötzlich Gäste und Gastgeber merkwürdig betretene Gesichter. Zuerst fand Frau Doktor die Sprache wieder. „Und deshalb kommen Sie extra zurück?“

„Ich konnte nich schneller, weil ich ja nu drei Haltestellen weit laufen mußte un vorher kam ich nich gleich mit . . .“

„Und alles für die Gänseleber!“ Onkel Emil lachte sich dröhnend seine Beklemmung vom Halse. „Na, Mädel, Emilie, wenn du weiter nicht zu Weihnachten schenkst!“

Frau Doktor war richtig beleidigt und es half wenig, daß nun sogar Frau Feierabend ihr Weihnachten auspackte. Aber Onkel Emil, der immer gern großzügig war, besonders, wenn ihm davon keine Kosten entstanden, schnitt eine große Scheibe Kaffler ab und legte sie der Frau Feierabend in die Schüssel — das war gut ein halbes Pfund Aufschnitt! — trotzdem mußte Frau Doktor gute Miene dazu machen, denn ein Erbontel darf selbst großzügig sein.

Beglückt ging Frau Feierabend nach Hause, mit Gänselebern, Kopp, Poten und sogar einem halben Pfund Kaffler reich beschenkt. Sie wußte nicht, daß das ihr letzter Abend auf der guten Stelle war. Gärtner kamen überein, sie zu entlassen. „Wie Banquos Geist ist die Alte plötzlich aufgetaucht — das geht doch nicht,“ sagte Doktor Drätner, der nicht umsonst klassisch gebildet war. Denn wenn auch am Fest der Liebe viel von der Armut im Stalle zu Bethlehem die Rede ist — es stört doch auch an diesem Abend sehr, wenn unvermutet und plötzlich das Gesicht der Not von Leuten auftaucht, die mit dem Vereinsbeitrag „gegen Verarmung und Bettelei“ sich von ihrem Gewissen losgetauft zu haben glauben. Besonders auf vollen Magen und fettes Schweinefleisch ist so etwas unbehaglich.

Rose Ewald.

Der gute Engel der mohammedanischen Hausfrauen. Einen eigenartigen Aberglauben haben die in Palästina wohnenden Mohammedaner. Sie meinen, daß am mohammedanischen Neujahrstage jedes Haus von einem guten Engel aufgesucht wird, der den Hausfrauen in die Kochtöpfe hineinschaut. Der Engel hebt den Deckel vom Topfe und segnet den Inhalt des Topfes mit den Worten: „Weibe das ganze Jahr!“ Die mohammedanischen Hausfrauen bemühen sich deshalb, am Neujahrstage etwas besonders Gutes zu kochen, damit sie auch während des ganzen kommenden Jahres nicht Mangel an gutem Essen leiden. Die guten Engel geben jedoch nicht in jedes Haus. Sie scheuen dreierlei: Hunde, Bilder und Glöden. Häuser, in denen sich solche Tiere oder Gegenstände befinden, betreten die Engel nicht.